

Die falschen Schuhe

Autor(en): **[s.n.] / Kobel, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-498309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die falschen Schuhe

Es war wieder einmal so weit im Kalender. Ich mußte zur militärischen Inspektion antreten. (Feldmarschmäßig ausgerüstet).

Man kann das nie ernst genug nehmen. Und für mich Spätberufenen und militärischen Außenseiter ist das jedesmal ein Erlebnis. Denn erst in der Not des Zweiten Weltkrieges machte man aus der Not eine Tugend und ließ mich vom Dienstuntauglichen zum Hilfsdiensttauglichen avancieren. Es ging nicht nach dem Liedlein «Wer will unter die Soldaten». Dafür hatte man damals begreiflicherweise weder Zeit noch Musikgehör. Weder ein Gewehr noch ein Sackmesser drückte man mir in die Hand. Beides müßte man handhaben können. Aber auch das Salutierenlernen schenkte man mir, und ob ich einen Leutnant von einem Major unterscheiden könnte, fragte man auch nicht. Man war wirklich großzügig. Und außerdem im Zeughaus so freigebig, daß man mich kurzerhand in eine regelrechte Uniform steckte. Kleider machen Leute, hat Gottfried Keller behauptet, und so gaben sich meine militärischen Vorgesetzten der Hoffnung hin, die Uniform werde aus mir «von selbst» einen Soldaten machen.

Leider ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. Wer nie als Soldat unter Soldaten steckte, wer nie eine Rekrutenschule mitgemacht und keinen WK absolviert hat, kommt sich in einer Uniform fremd und verloren vor; er mag sich noch so lange vor den Spiegel stellen, paradiere und ein martialisches Gesicht aufsetzen. Kommt hinzu, daß ich

Großvater bin. Militärisch ausgedrückt will das besagen, daß mein Ältester die Offizierschule längst hinter sich und daß mein Jüngster die Rekrutenschule gerade vor sich hat. (Der Apfel fällt eben manchmal doch etwas abseits vom Stamme) Alles Gründe und Verhältnisse, um in seinen alten Tagen einen Minderwertigkeitskomplex (militärische Abkürzung: Miweko) aufzulesen.

Am Inspektionstag flog ich deshalb schon morgens 6 Uhr, als die Diensttauglichen meiner Familie noch in der Klappe lagen, aus den Federn. Ich packte sorgfältig meine sieben Sachen, militärische Effekten genannt, es können auch mehr als sieben sein. Ich wurstelte mit Todesverachtung am Kaputt und mit Verzweiflung an den vielen Riemen herum. Dann rasierte ich mich tadel- und schnittlos wie ein Offizier für den Ausgang. Hernach zwängte ich meinen Hängebauch, diese Strafe für Fraß und Völlerei, hinter den unmännlich tuchenen Gurt. (Dieweil unsere Armee nicht mehr so viele Rösser und Sättel hat wie früher, würde man sonst meinen, an Lederzeug bestände kein Mangel.) Schließlich knöpfte und hakte ich den Waffenrock zu. Er heißt Waffenrock, obwohl ich leider über keine Waffe verfüge (siehe oben). Und so schlich ich ab. Leise und ohne Zmorgen.

So leise als möglich. Und um genau und ehrlich zu sein in meinem Bericht: den Tornister ließ ich samt dem gefürchten Stahlhelm mit dem Lift hinunterfahren. Vor dem Haus stellte ich «die Packung» aufs Gartenmäu-

chen, und dank dieser Arbeitsteilung war es mir möglich, ihn, den schwerbepackten Tornister, schließlich auf meinen Buckel zu bringen. Wo er hingehörte.

Und nun, meine barmherzigen Leser, laßt mich Atem schöpfen und gegen unmilitärisches Wanken ankämpfen. (Echte und rechte Soldaten wanken nämlich erst nach dem Zapfenstreich.) Jeder Nebi-Abonnent, der zur schweizerischen Armee gehört, kann sich auch ohne einen Helgen von Bö ungefähr ein Bild dessen machen, was ich darstellte. Es sah so aus: mehr untauglich als Soldat und auf alle Fälle mehr unterstützungsbedürftig als hilfsdienstfähig.

Gleichwohl kam ich «feldmarschmäßig ausgerüstet» und ungemein pünktlich am Orte der Inspektion an. Von dem langen Gesicht, das ich schnitt, als die überwiegende Mehrzahl meiner «Dienstkameraden» im Auto vorfuhr und den Tornister samt Kaputt und Stahlhelm wie Armeelieferanten aus dem Kofferraum zur Begutachtungsstelle zerrten, will ich nichts berichten. Das wäre purer Neid der Besitzlosen. Schließlich war kein Marsch vorgeschrieben, nur «feldmarschmäßig ausgerüstet».

Die Inspektion verlief planmäßig. Die längste Zeit übten wir uns im Warten und Herumstehen. Etliche gähnten. Mir war dieser Zeitvertreib sympathisch, muß ich doch «sonst» um diese Morgenzeit angestrengt und überaus pressant schaffen. Von meinem Beruf her und weil ich etwas sentimental und leicht musikalisch veranlagt bin, empfand ich jenen Moment als den schönsten, da die Gamellen und die Tee- oder Cognacflaschen (man hat sie mir noch nie gefüllt, so daß ich über die genaue Bezeichnung keinen Bescheid weiß) vorgezeigt werden mußten: es bimmelte, blechte und kesselte wie auf einer Alp beim Vieheintreiben zum Melken. Mein Kesselflickerherz hüpfte vor Freude.

Aber nicht lange, dann stand es vor Staunen still. Ein Unteroffizier mit sehr vielen Streifen und Emblemen am Ärmel – leider bin ich nicht tauglich, Wachtmeister, Fourrier und Feldweibel genau auseinander zu halten – steuerte auf mich und meine militärischen Habseligkeiten los. Wie wenn er es auf mich abgesehen hätte. Vielleicht aber auch nur, weil er fand, wir seien beide beschäftigungslos. Als wäre ich ein Roß, dem man die Hufe neu beschlagen muß, forderte er mich auf, mein Schuhwerk vorzuführen. Ich spielte den Storch und hielt einen Fuß samt Schuh nach dem anderen auf. Ich trug hohe, kräftige, mit gerippten Gummisohlen versehene Schuhe, nicht etwa Halbschuhe oder so etwas zimperlich Ziviles.

«Was sind das für Schue?»

«Das sind mini Marschschue.»

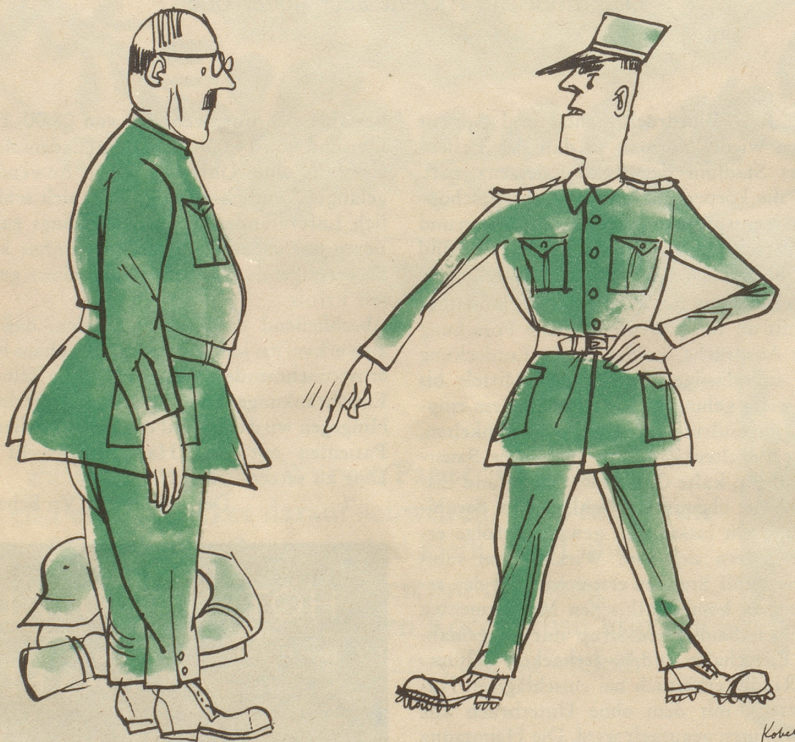
«Die Schue sind nöd zuelässig.»

«Meinezi durchlässig? Nänei, die lönd kei Wasser dure. Die sind prima. Ich cha nu säinig träge. Mit däne mach ich Tuure und gang ich i d'Bärg.»

«Das isch mir ganz egal. Si händ falschi Schue.»

«Warum falschi? Das isch doch mini Numere. Die sitzed mir wie aaggosse.»

«Privat vilicht scho. Aber mir sind da im Militär. Verschande? Und fürs Militär sind das die falsche Schue.»



Der grundsätzliche Mann mit den vielen Streifen am Ärmel hieß mich den Tornister öffnen. Schön und sauber in Säcklein eingewickelt schlummerte darin mein zweites Paar Marschschuhe.

«Das sind au nöd die richtige. Si mönd morn is Züghus cho und es Paar regelrächti militärischi Marschschue mit Lädersonne und Bärnegel bezieh.»

«Die säbe känn ich, aber laufe chann ich nöd mitene, das heißt öppen e halb Schtund und dänn bin i zänd mit laufe.» Und ich erklärte dem reglementarischen Mann, wie ich wegen meiner miserablen Füße bei der Rekrutenaushebung als dienstuntauglich abgeschrieben worden bin. Wie ich später, in der Not und Gefahr des Zweiten Weltkrieges, zum Hilfsdiensttauglichen verbessert wurde, ohne daß sich meine Füße besserten. Wie ich als Mensch, der das Wandern, Marschieren und Bergsteigen über alles liebt, von den schwergenagelten Schuhen Abschied nehmen und zu leichtern und biegsamen Schuhen übergehen mußte, weil meine schwachen Füße das Gewicht nicht ertragen und in zu schweren Schuhen nach einer halben Stunde Marsches völlig versagen.

Es war nett, wie lang und wie geduldig der Mann meinen Vortrag anhörte.

«Das glaub ich Ine ohni witeres. Aber lut Reglemänt mönzi gnagleti Militärschue mit Lädersonne ha.»

«Und wänn ich mit dene nöd marschiere cha?»

«Das schpilt kei Rolle. Eus intrressiert nur Iri Ustrüchtig; Iri Dienschtleischtig gat eus nüt a. Verschtande? Ich gibe mich da nü mit Irne Schue und nöd mit Irne Füeß ab.»

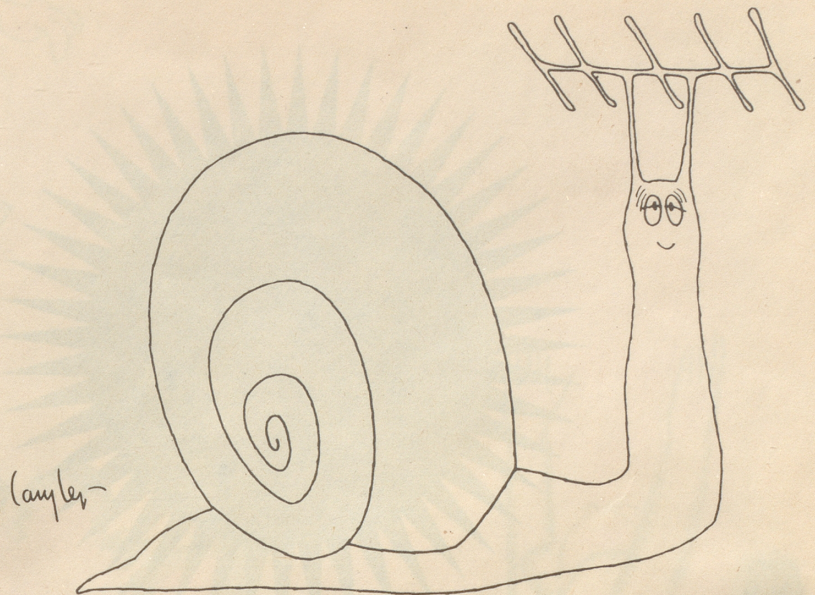
«Also gilt das ‹feldmarschmäßig› uf mim Schtelligsbefehl nu für d'Effekte, nöd für de Ma?»

Da riß dem guten Mann begreiflicherweise der Geduldsfaden: «Bi de Inschpäckzion hänzi die vorgschribne Schue z träge und vorzwise, Obsi zu Ire Füeß passed und öb Sie demit marschiere chönd, lat eus chalt. Zu eus chömezi mit de Schue und mit de Füeß gönzi vor UC.»

Wer konnte sich dieser Logik und Ordnung verschließen? Ich gab nurmehr zu bedenken, daß man mich damals vor UC als hilfsdiensttauglich erklärt habe mit der Begründung: «Wenn der Mann leichtere Schuhe trägt, kann er ganz gut Dienst leisten.»

Worauf ich den salomonischen Bescheid erhielt: «Was Si dänn mit Irne Füeß aafangt und i was für Schue Si Dienschtt mached, chamir glich sy. Wänn Si nu bi de Inschpäckzion kei falschi Schue aahänd.»

Seither weiß ich, was «Trennung der Gewalten» heißt und daß man militärreglementarisch die Füße von den Schuhen separieren muß. Dieser «séparation des pouvoirs» gehorchend habe ich meine außer Dienst (a. D.) gestellten, schwergenagelten Ledersohlschuhe wieder hervorgeholt und bereitgestellt. Und nun bedrückt mich nurmehr eine Befürchtung: Man wird mir bei der nächsten Einberufung zum Militärdienst vorwerfen, ich sei mit den falschen Füßen eingerückt ... Was dann? Kesselflicker



Wohnungsnot